

Sonntagsblatt der Basler Nachrichten

Sonntag, 21. August

Nummer 34

26. Jahrgang 1932

Nachdruck der Artikel nur mit
Erlaubnis der Redaktion gestattet.

Inhalt: Der Zettel an der Telegraphenstange.
— Das Wunder des „Santo von Padua“. — Ein
Besuch in Wigwil. — Blanche.

Der Zettel an der Telegraphenstange.

Von Wilhelm Schmidson.

Ging es uns so gut? Meinem Freunde K. und mir? Ich weiß nicht weshalb, da wir ja nur deutsche Schriftsteller waren? Aber jedenfalls hatten wir uns jeder ein kleines Haus gemietet, in dem hundertsfarbigen Murnau, das auf einem Grashügel vor den Alpenfelsen hingebaut ist.

Mein Freund K. wohnte mitten zwischen den Häusern der Hauptstraße. Wenn er Harmonium spielte, hörten ein paar hundert Menschen in ihren Häusern zu. Nachts ging er zum Bäcker und sah zu, wie das Brot in den Ofen geschoben wurde. Tags sah er bei dem letzten überlebenden bayrischen Glasmaler Kambold und lernte ihm seine Kunst ab. Er lebte gefellig unter den Menschen des Orts, und in seinem Haus tollten die zwei Knaben gut für zwanzig Stunde.

Mein Haus hingegen lag am äußersten Rand des Hügels. Zwischen ihm und dem Ort atmete ein Garten, um dessen weißen Zaun man eine Viertelstunde herumging. Wir stand nur ein kleiner Teil davon zu. Aber in diesem Teil war ein Nest von Tannenwald zurückgelassen, der den ganzen Ort für uns und uns für den Ort unsichtbar machte. Unser dreijähriges Kind, in einem winzigen rosa Kleid, stand darin wie das verirrte Kind im Märchenwald, winzig unter ungeheuren Stämmen. Links war auf dem großen Hügel noch ein kleiner künstlich aufgeschüttet und mit einem Kreis von Birken bewachsen. Hier war später das Grab unseres Hundes, und von hier sah man auf ein unheimliches Moor, in dem fast alljährlich ein Mensch versank, sowie auf die brennenden Felswände und das Eis der Zugspitze.

Wir hatten viel Zeit. Wir waren jung und darum faul. Unsere Frauen (und selbst die Kinder) hielten uns zwar zur Arbeit an, aber wir krochen lieber auf den Bergen herum, schwammen im schwarzen See mit den sieben Inseln, schossen mit den Jagdrädern über die weißen Straßen, und in den weitentlegenen Dörfern bellte uns schon kein Hund mehr an, sie kannten uns alle.

Wenn es regnete, freuten sich unsere Frauen, denn dann mußten wir zu Hause bleiben und über der Schreibmaschine sitzen. Aber auch dann fanden wir Ausreden zu einem Gang ins Dorf. Der Winter drohte. Nicht der tiefe Winter, da man

herrlich Schlittschuh lief auf dem See, sondern die langen unerträglichen Nebelwochen vorher. Da galt es zuerst noch auszuweichen wie junge Pferde vor dem Stall. Wir gingen durch die Straßen und sahen nach Abenteuern aus. Dabei bedeutete die geringste Veränderung am gewohnten Bild schon Ueberraschung.

Einmal sahen wir an einer Telegraphenstange einen weißen Zettel. Es war eine Bekanntmachung, nach der sich alle Männer des Ortes am nächsten Tag, Sonntag, zu einer Feuerwehrlübung zu melden hatten.

Wie? Wir waren ja auch Einwohner? Müßten wir mitüben?

Mein Freund fragte es und sah mich erschreckt an. Ich beruhigte ihn. Nein! Unsere guten Murnauer sehen uns wohl als Gäste, aber keineswegs als ihresgleichen an.

Wir verabschiedeten uns voneinander. Als ich allein war, dachte ich: schade, was für ein Gesicht hätte der Freund gemacht, der aus Berlin kam, wenn ich ihm geantwortet hätte, er müsse selbstverständlich an dieser allgemeinen Übung ebenso wie ich teilnehmen. Um dieses Gesicht durfte ich nicht kommen. Ich ging nach Haus, setzte mich an die Schreibmaschine und verfertigte einen Zettel, der genau wie ein Amtszettel aussah. Hier und da war zwischen den Worten ein Zwischenraum gelassen, der aus Punkten bestand und mit der Feder auszufüllen war. So sah dieser Zettel aus:

Marktgemeinde Murnau.

Der (Hans K., Schriftsteller), Haus Nr. 173), wird hiemit aufgefordert, zu der (morgens, den 16. Oktober) stattfindenden Übung der hiesigen Pflichtfeuerwehr morgens um (6) Uhr pünktlich zu erscheinen, und zwar zum Dienst an der Spritze. Die hierzu benötigte Ausrüstung, bestehend aus (Kod, Helm, Beil), ist selbst zu beschaffen. Versäumnis sowie ebenso verspätetes Erscheinen wird nach § 234 des B. G. S. B. D. mit Geldstrafe bis zu 50 Mark oder dementsprechender Haft geahndet.

Der Gemeinderat, Markt Murnau.

Darunter setzte ich einen unleserlichen Namen und machte mit einem Dreimarkstück und einem silbernen Köffel ein Adlerwappen, das die Stelle eines Ortswappens vertreten mußte.

Diesen Zettel warf ich heimlich, auf den Behen gehend und den Kopf duckend, in K's. schönen neuen Briefkasten.

Kaum eine halbe Stunde später stürzt der Freund in unser Haus. Er vergißt sogar die Schuhe abzuputzen, was bei dem Zustand der Dorfwege oberstes Gesetz zwischen uns war. Er holt den Zettel aus der Tasche. Der Zettel ist ganz verregnet, er hat ihn wohl unterwegs öfter herangezogen, um ihn immer wieder zu lesen. Des

Freundes Gesicht ist eine vor Enttäuschung verzerrte Maske.

„Gibt du auch einen solchen Zettel?“

„Hier.“ Ich zeigte ihm meinen Zettel, der ein Durchschlag des meinen war.

„Und zu was für einem Dienst bist du bestimmt?“

„Bei der Spritze.“

Ich hatte es also nicht besser, und der Freund beruhigte sich einen Augenblick. Aber dann begann er doch fürchtbar durchs Zimmer zu toben und zu brüllen. „Das hat man davon, wenn man aufs Land geht. Du hast mich hergelockt. Wie kommen wir dazu? Sind wir Hausbesitzer? Von uns aus soll niederbrennen, was will! Sechs Uhr morgens! Verfluchte Bande!“

Ich machte ihn auf die Schönheit sozialer Verbindung in solch einem kleinen Dorfstaat aufmerksam. Er war bei seinem starken Menschheitsgefühl gepackt, schwieg. Und schon blühte der Künstler, der schöpferische Mensch aus ihm heraus, der aus allem etwas zu machen weiß, der sich alles einverleibt, sich alles weisensgleich macht. Sein Gesicht begann von fern zu glänzen.

„Wie? Ja! Eigentlich ist das eine interessante Sache. Mal was Neues. Wer in Berlin hat schon einmal an einer Spritze gestanden? Und einen Feuerwehrhelm aufgehabt?“

Das Bild des Helmes schien ihn vor allem zu beschäftigen. Er erkundigte sich, was das für ein Helm sein müsse.

Ich hätte noch einen Helm, sagte ich, einen einfachen Soldatenhelm mit abgebrochener Spitze, aber ein richtiger Feuerwehrhelm müsse einen Kupferbügel haben, um die herabfallenden Balken und Steine aufzufangen.

„Und das Beil?“

„O, einfach! Ich nehme das aus der Küche mit einem Lederriemen umgeschlankt.“

„Und was für einen Rod?“

„Rod? Wir werden für diese Leute einen teuern Rod kaufen! Irgendeine dicke Jacke! Damit fertig!“

Der Freund sah sich schon das Beil schwingen und von der Spritze weg mit Elan und Insubordination gegen das brennende Haus anspringen. „Ach was!“ sagte ich, „gerade das stumpfsinnige Auf und Ab an der Spritze wird von uns verlangt! Gerade dieses Unterordnen ist das Wertvolle an der Sache!“

Mein Freund ging in den Ort, einen Helm kaufen, bei irgend einem Althändler. Sein Schritt war viel stolzer als sonst. Er sah schon nach den Dächern aus, ob nicht irgendwo ein Feuer herausschlug. Während ich ihn durch den Garten begleitete, wurde sein Schritt rascher und rascher. Er wurde von einem inneren Feuer gepackt.

„Jamos!“ schrie er. „Feuerwehrmann in Murnau! Wer denkt in Berlin an so was! Das gibt einen herrlichen Zeitungsartikel!“

Er rannte davon.
Am nächsten Morgen um dreiviertel sieben lag ich natürlich woslich zu Bett und wartete darauf, daß der Freund anstürzte und sein Beil raschedurstig gegen mich selbst schwang. Aber der ganze Sonntag Morgen ging ungestört dahin, ebenso der Mittag. Ich werde ungeduldig über diesen stummen Verlauf des Streiches.

Da, am späten Nachmittag, die Berge verschieben schon im Nebel, erscheint mein Freund. Sanft, ein wenig ernst, spricht er von allerhand, sagt dann nebenbei:

„Gut übrigens, daß du heute Morgen nicht da warst! Die Sache war Schwindel.“

„Die Uebung?“

„Nein! Aber das, was wir dabei zu tun hatten! Unsere Spritze!“ Er sah mich keineswegs an, frante in den Büchern auf dem Tisch. „Loll“, sagte ich, „gut, daß ich mich verschlafen habe.“ Auf einmal sieht er mich voll und väterlich besorgt an und fragt:

„Sag mal, du hast doch mit der Sache nichts zu tun?“

„Ich? Wieso?“

Ganz ruhig bleibt der Freund und sagt:

„Ja, ich war beim Bürgermeister. Der Bürgermeister ist außer sich vor Wut. Er sagt, das ist Fälschung einer amtlichen Urkunde. Er gibt nicht nach, bis er den Kerl heraus hat. Gefängnis ist dem Kerl nach dem Gesetzbuch sicher.“

Es fiel mir wahrhaftig schwer, ebenso unbefangen zu bleiben, wie der Freund war. Er nahm sich ein paar Bücher unter den Arm und ging. Ich aber begann durchs Zimmer zu laufen, vom Fenster zur Wand, von der Wand zum Fenster. Ich suchte, bis ich wirklich so was wie ein Gesetzbuch fand. Meine Stirn wurde nicht heiterer, als ich die Strafen las, die für derartige Vergehen tatsächlich ausgeföhrt sind. Ich schrieb einen Brief an den Bürgermeister, einigermassen hochmüthig. Ich zerriß diesen Brief und schrieb einen geradezu demüthigen. Ich zerriß auch diesen und fertigte einige Schmerzreime. Aber dann brach mir der Schweiß aus und ich zerriß auch dieses Blatt. Ich ging vor die Thür, rannte durch Garten und Nacht und dachte mir eine Rede aus, die ich dem Bürgermeister halten würde. Ich sprach laut, ich schrie in die Bäume. Ein Sturm hob sich auf und antwortete mir. Ich begann laut zu lachen, ein ganz frohes Gelächter, und klopfte in der Vorstellung dem Bürgermeister auf die Schulter. Die Meinen sahen aus dem Fenster nach mir herunter und wunderten sich.

Ich verbrachte in meinem Bett eine fast schlaflose Nacht. Kettengeklirr umraffelte mich. Ernste Gesichter meiner mir unbekanntem Vordäter erschienen mir.

Um zehn Uhr des nächsten Tages zog ich mich dunkel an, legte sogar einen Hut auf mein sonst immer frei getragenes Haar und machte mich auf den Weg, der gegangen sein mußte: zum Bürgermeister, der Herr über meine Freiheit, ja über mein ganzes Schicksal geworden war.

Zeigt sich da nicht des Freundes Kopf am Fenster? Verschwindet der Kopf nicht merkwürdig schnell?

Es wird ein Irrtum von mir gewesen sein. Voll Triumph und Hohn, so scheint es, folgen mir die Blicke der Bürger, die vor ihre Thüren treten. Aber in den Augen der schönen Nesi, der Tochter des Bäckers, zeigt sich ein räthelhaft verräterisches Lächeln.

Ich gehe entschlossen auf die andere Straßenseite, gerademweg auf das Rathaus zu.

Aber da tritt auch schon mein Freund aus seiner Thür.

„Wohin?“ fragt er.

„Oh, nur aufs Rathaus, Hundesteuer.“

Als ich vor der Thür des Rathauses stand und die Hand zur Klinge erhob, rief der Freund mir nach. Ich drehte mich um, sah in sein Gesicht. Von der Bädertür schellte unzeitgemäß Nesis silbernes Lachen auf.

Was aber erfolgte jetzt?

Ein Mann kam über die Straße her, aufs Rathaus zu. Wir machten beide Platz, ich grüßte tief und erschroden.

„Wer war das?“ fragte mein Freund.

„Der Bürgermeister!“ sagte ich, verwundert, da mein Freund doch angeblich gestern mit ihm gesprochen hatte.

Im gleichen Augenblick wußte ich.

Wir lachten beide, jeder hatte Grund, mein Freund K. den meisten. Wir schüttelten uns die Hand, wie Ringer nach dem Kampf.

Die Sonne stach durch den Nebel. Wir nahmen zwei Boote und ruderten um die Wette auf den See hinaus. Wir schrien das letzte Gewölk an, bis das Blau des Himmels vor unserm Hauch herauskam.

Das Wunder des „Santo von Padua“.

Von Frigga Prosdorff-Roder (Padua).

Silberner Schrein umschließt die Perle dieses Leibes. Donatelloengel musizieren seine Glorie in die Welt. — blinkende Fischhäupter heben sich aus Meereswogen, wenn seine Stimme predigt...

Denn, er ist nicht nur Blut der Edlen von Bouillon, das in königlichen Adern fließt, nicht bloß „Arche des Testaments“, wie ein Papst ihn erhöht, nicht nur Träger des Göttlichen, vor dem selbst Tiere die Knie beugen.

Wer seiner Wunder Lob singt, weiß, daß es im Grunde viel Demüthigeres gilt, wie dem Becken Ertrunkener, Sprechendes des Säuglings, Weilen einer Erstochenen, Befreiung von Mordverdacht.

Der braune Minderbruder, der im Nußbaum sein Nest baut, — um nichts eigen zu nennen, — dem harter Stein als Kopfstützen, ein Brett als letzte Lagerstatt dienen müssen, scheint so recht zum Freund der Niedrigsten und Kleinsten, Nothhelfer bei den Lasten des Alltags, Retter in den Schwierigkeiten der Stunde geschaffen zu sein. Für die hochfliegenden Wünsche werden gewöhnlich der „Herr“ selbst bemüht, die liebe Gottesmutter und der heilige Sohn. Aber wer ein wenig Geld will, oder einen Schnupfen verlieren, wenn ein guter Vorgesetzter nützt, oder ein bißchen Gewinn in der Lotterie, — wer einer Mergelichkeit zu obliegen hofft, oder Abhandlungsgangenes wiederfinden möchte, der wendet sich vertrauensvoll an Antonius von Padua.

Ihn halten viele greise Männlein und Weiblein innig wert, die unter seinem Schutz ihre Brillen nun nicht mehr vergeblich suchen, der Dienstknecht, dem ein braver Herr zuteil wird, das Mädchen, das zu einem treuen Schatz kommt. (Denn auch in der Liebe ist auf ihn unbedingter Verlaß, und er macht es schon so, daß ein Jeder zu seiner Jeden gerät —)

Alle haben sie sein junges Mönchsgesicht unter Glas und Rahmen, die Eleonora, Beatrice, Angelas, Graziosas von Padua, oder jenes Bronzestatuetten von Sanovino, das den „Santo“ darstellt mit dem Jesukind auf dem Arm. Der Südländer geht, — in seiner menschlich unbedenklichen Art, — mit Seligen um, wie mit seinesgleichen,

Verehrung oder Abkehr richten sich genau nach dem Grade, wie Antonius ihm Bitten und Anliegen erfüllt. Fällt alles befriedigend aus, wird der Wundermann mit Orangenblüten, Krosus und Narzissen bekränzt, eine Delfunzel macht ihm Licht, ja er erhält sogar vielleicht ein Lazulitketten umgehängt. Entzieht er einem die Gunst, geht es Vorwürfe, Zanf, Tränen. Antonius wird gescholten, bedroht, gezüglicht, verbannt...

Die Zwanzigjährige hat alles versucht, — das eine wie das andere. Sie hat ihm weiße Rosen vom Gärtchen der „Santa Chiara“ gestiftet und ein blaues Mojaiherz aus ihrer Schmuclade, hat ihn abends auf ihre Polster gebettet, bei Tag stand er auf dem blanken Glasstisch, dem Ehrenplatz. Nichts half. Der ersehnte Freier ließ sich nicht blieden. In Zugend und Züchten half man der Mutter, ging morgens zur Messe, abends im schwarzen Schleier (Kette zwischen den Lippen) über die Piazza, — man betete und sang, arbeitete und hoffte, — feiner wollte um Rafella werben.

Wie war man mutlos, — wie häßlich von dem Heiligen, sie so boshaft hinzuhalten, zu öffnen, zu narren! Von nun an mußte er stehend schlafen, untertags schon man ihn ins dunkelste Eck, mit dem Gesicht zur Wand, wie ein unartiges Kind. Und, als Rafella ihn doch, unter Bänderkram verborgen, vorfand, schalt sie ihn gehörig aus:

„Du willst ein „Santo“ sein und in Kirchen anrufen werden? Für dich wird der Rosenkranz stundenlang um unsere Hände geschlungen? Du dir pilgerst man nach Camposanpietro, macht sich müde, die Füße fallen einem vom Leib! Sieh dir doch Katharina von Siena an, die in der Luft schwebt! Oder Santa Chiara, der eine Flamme aus dem Munde stiehl! Indessen du nicht einmal verstehst ein Mannesherz für mich in Flammen zu setzen! Was aber das Schweben in der Luft betrifft, möchte ich gleich jetzt prüfen, wie du dich dazu verhältst!“ Und zornwütig ergriff das Mädchen ihren geschmähten Heiligen und schleuderte ihn in weitem Wogen aus dem Fenster...

Dann schrauf sie zusammen, wie nach einer schweren Sünde. Stirren. Stille. Doch jetzt tönte Schelten unten auf der Straße, ein Schrei, Klageruf. Viele freischten durcheinander, ihr Name erscholl. Mit flappernden Pantoffeln ging es treppab. Vor dem Hause lag ein junger Mensch hingefunken, Nicolo Zardini, den sie mit ihrem heftigen Wurf am Haupte getroffen und verletzt hat.

„Warte!“ riefen die Nachbarn ihr zu. „Man wird dich dem Sindaco anzeigen! Ins Gefängnis wirst du wandern, deine schöne Mitgift wird es dich kosten!“

Rafella war bei dem Dnmächtigen niedergekniet. Man half ihr den Jüngling ins Haus tragen und auf eine Bank ausstrecken. Weinend küßte sie seine Stirn, wusch die Kopftrunde, rieb seine Schläfen mit wohlriechendem Wasser.

Endlich schlug er die Lider auf. Aber sein Unwille schlug schnell in Mürhung um, als er die Scham und Reue der blaffen Weibkäterin gewahrte. Ergreifen ließ er sich von ihr pflegen und betreuen, erkannte ihre Unschuld und Schönheit und gewann allmählich tiefe Neigung für sie. Gesesen suchte er oft und immer wieder die neue Freundin in ihrem Hause heim, und, ehe der Winter vergangen war, band beide ein Verlöbniß, dem bald die glückliche und feierliche Eheschließung folgte.

„Man muß es mit den Santi nur verstehen!“ lachte Rafella später oft, wenn sie auf diese Begebenheit zu sprechen kam, „energischem Zureden verjagen sie sich selten...!“

Ein Besuch in Witzwil.

Es ist nicht leicht, vor Herrn Kellerhals, dem Leiter der Strafanstalt Witzwil, als junger Reporter zu stehen. Man kommt sich arg klein vor: ein junger Mensch, der davon lebt, anderen durch die Zeitung von allerhand mehr oder weniger wissenschaftlichen Dingen zu berichten, ein junger Mensch, der sich wohl offen in der Welt umsieht nach allem gewordenen, werdenden und auch vergehenden und sich seine mehr oder weniger nützlichen Gedanken darüber macht, neben diesem Mann, der ein von der ganzen Welt beachtetes, viel umkämpftes, aber auch ehrfürchtig anerkanntes Lebenswerk hinter sich hat, das vielen hundert Menschen schicksalentscheidend wurde.

In der ganzen Welt waren Diskussionen über eine Strafvollzugsreform laut geworden. Man ging daran, sich auf das Menschentum der Gefangenen zu besinnen und die Forderung wurde laut, durch geeignete Maßnahmen die innere Menschenkraft im Verbrecher zu fördern, seine Strafreize dazu zu benutzen, das Gute in ihm zu stärken, so daß er nach seiner Entlassung ein sich selber und der Gesellschaft erträgliches und förderliches Glied der Menschheit zu sein etwelche Voraussetzungen auf den Weg bekomme. In St. Johann im Kanton Bern waren die ersten bescheidenen Anfänge eines Strafvollzuges mit Beschäftigung in der Landwirtschaft gemacht worden, die ersten Anfänge zur Auflösung des starren Einsperrens in geschlossenen Anstalten. Von dort zog der junge Kellerhals als Verwalter mit einem Buchhalter, dreizehn Angestellten und achtzig Gefangenen in die ersten Gebäude auf das weite Moorland Witzwil und verrichtete hier bis heute in sechsunddreißigjähriger unermüdlicher Arbeit ein Werk, das in mehr als einer Beziehung vorbildlich und segensreich geworden ist. Es ist schwer, mit Kellerhals über die theoretischen Voraussetzungen des Strafvollzuges zu sprechen, die heute in weitesten Kreisen so großes Interesse finden. Verwahrung, Gesellschaftsschutz, Besserung, Erziehung, Seilung, Sühnehilfe — noch sind sich die, die über einen Teil ihrer Mitmenschen strafend verfügen, oder diese Verfügungen an den Verurteilten vollziehen, über den tiefsten und unserer Zeit entsprechenden Sinn der Strafe längt nicht im klaren. Noch wird in weitesten Bezirken der Menschheit nach dem Prinzip „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ vergeltendes Urteil gesprochen, noch erlebt wohl ein Großteil der Gefangenen — nicht zuletzt durch die ihnen zuteil werdenden Behandlung — ihre Strafe als eine Rache der Gesellschaft an dem, der sich deren Gesetzen nicht einzuordnen verstand. Und da darf der Reporter es wohl herzlich danken, daß ihm zu seiner und seiner Leser Orientierung die Gelegenheit gegeben wurde, einen halben Tag in möglichster Gründlichkeit die Anstalt zu besichtigen und mit einem über deren inneren und äußeren Aufbau gut orientierten Mann sich über das Wesen eines Werkes für Strafgefangene zu besprechen, dessen wesentliches Motto ihm Hilfe und Glauben an den Menschen zu sein scheint.

Die Anstalt lebt in ihrer Organisation unter bestimmten Voraussetzungen: sie ist die Strafanstalt eines vornehmlich bäuerlichen Kantones und von dessen Verurteilten beherbergt sie wiederum hauptsächlich die leichteren Fälle, vor allem die noch nicht Vorbestraften, so weit es sich um Kriminelle handelt. Daneben wird ihr aber ein großer Prozentsatz von administrativ Versorgten (Arbeitsheue, Kränker etc.) überwiesen. Man könnte nun daraus den Schluß ziehen, man habe es eben unter diesen Umständen besonders leicht, einen freieren Strafvollzug

durchzuführen, weil viele der Eingelieferten keine eigentlichen Verbrecher, sondern einfach willenlose Menschen sind, die in der strengen Disziplin einer Anstalt leichter zu intensiver Arbeit anzuhalten seien. Abgesehen davon, daß Kellerhals mit seinem System keine Patentlösung gefunden zu haben glaubt, steht dagegen die Tatsache, daß Witzwil für eine Reihe von Kantonen, die dorthin ihre „Pensionäre“ schicken, einziges Zuchthaus ist und vor allem die Erfahrung, daß mit den Kriminellen weit leichter umzugehen ist, daß sie, für die die Strafe wirklich eine Buße ist, deren Sinn sie schließlich erfassen und erfüllen können, menschlich viel leichter zu fassen sind, als die Administrativen, die meistens immer wieder kommen, die mit ihrem Leben abgeschlossen haben — gebrochene, sich selber lästige Existenzen —, in denen nur schwer sich eine Initiative wecken läßt, die in der Freiheit durchhält. So merkwürdig es auch zunächst erscheinen mag, ist es doch so, daß die Leitung weit bessere Erfahrungen gerade mit den Verbrechern macht, als mit den nur „Versorgten“. Natürlich gibt es auch hier Ausnahmen. So besorgt zum Beispiel den Hühnerbestand ein Administrativer, der schon einige Male rückfällig wurde, der — ein früher angesehener Bürger — in der Freiheit ein unmöglicher Säuer ist, in der Anstalt aber ein Muster von peinlichster Pflichterfüllung. Sein Arbeitsrayon könnte jedem Geflügelzüchter als leuchtendes Vorbild gelten.

Aus dem Gefagten ergibt sich leicht, daß die Eingelieferten, zunächst den allgemeinen Arbeitskolonnen zugewiesen, eingehend nach ihrem Vorleben und nach ihren Fähigkeiten befragt und geprüft, nicht nach der Art ihrer Verbrechen so sehr und gar nicht nach der Art ihrer Verurteilung behandelt werden, sondern nach ihrer Fälligkeit, ihren Kenntnissen und ihrem guten Willen den ihnen entsprechenden Spezialarbeiten nach Möglichkeit zugeführt werden. Ein Beispiel: der Jahresbericht, der mir vorliegt trägt den Vermerk: Witzwil, Buchdruckerei der Strafanstalt. Ich habe den Drucker in seiner Werkstatt besuchen können: stolz und souverän schaffte er an seinen Kasten und Maschinen. Fast wie ein Freier bewegt er sich in der Anstalt. Und das ist ein „Lebenslänglicher“. Ein anderes: wir gehen zum See, um die berühmte gewordenen Schuttlagerstellen zu besichtigen. Bekanntlich wurde ein wesentlicher Teil der Meliorationsarbeiten mit verkompostiertem Schutt der Stadt Bern geleistet. Ein großer, sympathisch aussehender Gefangener poariert gemächlich auf der Role. Fast kollegial begrüßt er meinen Begleiter. Er halte Wache hier. Es sei einer ausgerissen. Dabei hat man nicht den Eindruck, der Mann sei von gegen seine Kameraden boshafter Servilität. Es scheint sich vielmehr um eine überlegen mitleidige Haltung dem Flüchtling gegenüber zu handeln. Der Mann ist ein Postbeamter, wegen Mordversuchs an seiner Frau zu einer Zuchthausstrafe verurteilt. Uebrigens verursacht so ein Mordversuch keine allzu große Aufregung in der Anstalt. Selten gelingt es einem der Entflohenen, längere Zeit sich verborgen zu halten. Der Gefangene, um den es sich hier handelte, stand kurz vor seiner Entlassung und sein unverständliches Verhalten ist den Leitern der Anstalt nur durch seine psychopathische Konstitution erklärlich. Wenige Stunden später war er schon wieder eingeliefert.

Wenn bei der Zuteilung der Arbeit neben dem Vorleben, dem Geisteszustand und der Gesundheit der Sträflinge vor allem auch die Rücksicht auf deren späteres Fortkommen maßgebend ist, so ist für die bei so verschiedenen beruflichen und sozialen

Voraussetzungen der durchschnittlich 500 Gefangenen nötige differenzierte Beschäftigung in dem sehr vielgestaltigen Betrieb der Anstalt gut gefordert. Vor allem die für längere Zeit Bestraften müssen nach Möglichkeit davor bewahrt werden, aus der Übung in ihrem Beruf ganz herauszukommen. Zunächst und hauptsächlich wird natürlich die Beschäftigung in der Landwirtschaft für alle gelten. Und viele, die in einem der überpezialisierten, mechanischen Berufe unserer Zeit gestanden haben, empfinden es als Wohltat, einmal schwere körperliche Arbeit in der freien Natur machen zu müssen, und es soll nicht selten vorkommen, daß zum Beispiel Kaufleute, die auf dem Bureau beschäftigt werden sollten, darum bitten, sie noch länger im Garten zu lassen, bis sich die physisch und psychisch stärkende und aufbauende Arbeit noch mehr an ihnen gesundend ausgewirkt habe. So ist auch das Krankenzimmer im Sommer ein nicht sehr beliebter Aufenthaltsort. (Ich fand es zum Beispiel leer.) „Die Erde durch den Menschen verbessern, den Menschen durch die Erde bessern“ ist einer der Wahlsprüche des Leiters der Anstalt. Hat sich aber dann die Geeignetheit und der Wunsch eines Gefangenen herausgestellt, einer Spezialarbeit zugeteilt zu werden, so ist mannigfache Gelegenheit im Betrieb dafür da. Zwar werden keinerlei gewerbliche Arbeiten außerhalb der Anstalt verrichtet. Aber angefangen von den Gebäuden und aufgeführt beim täglichen Brot wird nach Möglichkeit aller Bedarf der freien und gefangenen Bewohner der Anstalt durch eigene Arbeit befriedigt. In schnellem Ueberblick sah ich an mit allen modernen Maschinen gut eingerichteten Werkstätten u. a.: Sägmühle, Schreinerei, Schlosserei, Schmiede, Sattlerei, Wagnerei, Schuhmacherei und Schneiderei (wo die meisten Schuhe und Kleider für die Anstalt hergestellt werden). Ich sah einen Baugeschnitten die Entwürfe für eine neue große Scheune machen und stolz ein Anerkennungs schreiben von Bern vorweisen für seine Zeichnungen der Zuragewässerforrektion, die Bäder öffnete mir ihren großen Ofen und strahlte vor Freude über die schönen, herrlich duftenden Laibe. Selbstverständlich wird in einem Betriebe, dessen Einnahmen nur im Verkauf landwirtschaftlicher und gärtnerischer Produkte bestehen, im Sommer die Beschädigung aller Nebenbetriebe nach Möglichkeit eingeschränkt, so daß man im Winter neben den Meliorationsarbeiten und der Beschaffung des Heizmaterials in den Korffischen genügend Beschäftigung für alle Insassen hat — zumal deren im Winter, wie in jeder Strafanstalt, bedeutend mehr sind.

Ein besonderes Kapitel für das Leben der Gefangenen ist für Meliorationsarbeiten verwertete Stadtschutt aus Bern. Jeden Tag kommen drei bis vier Eisenbahnwagen davon nach Witzwil. Die müssen abgeladen und nach verwertbaren Abfällen (Kumpen, Metalle) und Scherben verlesen werden. Ich fragte, ob das nicht eine recht als Strafe empfundene Arbeit sei. Das Gegenteil sei der Fall. Dieses Durchsuchen des Abfalles der Zivilisation sei eine Senation, die sich die Gefangenen nur ungerne entgehen ließen. Was sich dabei alles findet! Vor allem stammt ein großer Teil der Innendekoration der Zellen und Schlafsäle aus diesen Schutthaufen: Bilder aus Magazinen, Illustrierten, Kalendern und sonstwo her. Auch sah ich Gefangenenarbeiten, wie raffiniert geschnitzte, mit Samt ausgelegte kleine Truhen oder Flaschenarbeiten, deren Material bis und mit Parfüm aus dem „Küder“ gelesen war. Uebrigens die Ausgestaltung der Zellen: auch hier wird dem Gefangenen im Rahmen des Möglichen Freiheit gelassen, und

nur, wenn eine Wand wieder einmal zu bedenklich mit Bildnissen von allerlei zweifelhaften und un-pädagogischen Magazinweiblichkeiten tapeziert ist, wird eine kleine Razzia veranstaltet. Im übrigen haben die meisten Photographien ihrer Angehörigen aufgehängt. Dann besuchten wir noch den Maler der Anstalt: ein Kunstschlosser, der hier angefangen hat, sich im Zeichnen und Malen auszubilden. Zunächst hat er Kopien nach Vorbildern berühmter Meister angefertigt — und nicht schlecht. Dabei hat man keine Bedenken, wenn er seinen Schlafraum unter andern mit Richterkarikaturen von Daumier schmückt. Kaum ein Fleckchen an den Wänden dieses Raumes ist mehr frei von Skizzen und Aquarellen des Künstlers und besonders eine gut gelungene große Gobeliskopie fällt auf. Daneben fertigt der Mann, aber auch kompositorische Zeichnungen, die in ihrer denkerischen und visionären Vielfalt erstaunen und durch ihre Motive aus dem Innenleben eines Gefangenen erschüttern.

Einzelhaft und Gemeinschaftshaft werden ganz nach individueller Eignung und je nach dem auch nach den Wünschen der Gefangenen verteilt, wobei Einzelzellen besonders von jüngeren Insassen recht begehrt sind, zumal sie ja nur über die Essenszeit, nach Feierabend und Sonntags benutzt werden. Da wird dann — vor allem im Winter — die Bibliothek fleißig benützt, da bereitet man sich auf die Sprach- und sonstigen Fortbildungsstunden vor, die von Angestellten und Gefangenen erteilt werden.

Rein äußerlich auffallend ist es, wie wenig sich die Aufseher von den Gefangenen unterscheiden. Die Einzelkleidung der Gefangenen wird durch die Arbeit nicht viel anders mitgenommen, als die Ueberkleider der Aufseher. Und auch sonst ist man bestrebt, in dem Aufseher viel weniger den Vollzugsbeamten im alten Sinne zu sehen, als vielmehr den Vorarbeiter. Es ist selbstverständlich, daß an solche Vorarbeiter neben ihrer beruflichen Tüchtigkeit noch besondere menschliche Anforderungen gestellt werden müssen und nicht jeder, der zu diesem Amt antritt, weist diese Eignungen auf. So ist es für die Anstaltsleitung nicht leicht, immer den Bestand von etwa achtzig Angestellten richtig zu ergänzen. Man spricht heute (wohl nicht ohne Berechtigung) von dem schwierigen Problem, die rechten Leute für einen unter neuen Aspekten geleiteten Strafvollzug zu finden, von der Notwendigkeit, sie durch geeignete psychologische und pädagogische Ausbildung heranzuziehen. Kellershals hält nicht allzu viel davon. Es handle sich in einer Anstalt vor allem darum, daß von der höchsten Stelle bis zum letzten Aufseher der Geist der Tüchtigkeit, der Disziplin, der vorbildlichen Integrität herrsche — mit Worten und allzu merklichen erzieherischen Maßnahmen sei bei Verbrechern nicht viel zu erreichen.

„Was wollen Sie mit einem Menschen, der die beste theoretische Ausbildung hat, dessen Charakter aber noch nicht einmal dazu reicht, in seiner Familie mit Frau und Kindern anständig auszukommen?“ „Wir müssen zum kleinsten Zünftigen Initiative (der Leitung, der Angestellten und besonders auch der Gefangenen) Sorge tragen wie zu einer geheimnisvollen Macht, die allein immer wieder hilft, unüberbrückbar scheinende Hindernisse zu überwinden.“ Mit letzter Aufopferung seiner selbst ist Direktor Kellershals in allen Jahren diesen Weg der freien Initiative und des Vorbildes für alle gegangen. „Man müßte schon um 5 Uhr auf seinem Posten sein, wenn man einmal vor dem Direktor erscheinen wollte“, sagt mir ein Begleiter, „mir ist es mit bestem Willen noch nie gelungen.“ Dieser mein

Begleiter, heute Aufseher auf dem Bureau, ist ein ehemaliger Gefangener, ein akademisch gebildeter Lehrer, der eine Strafe wegen Betruges in Wigwil abgehüßt hat. Schwierigkeiten deswegen habe es mit den Sträflingen bisher erst einmal gegeben — und da sei er selber schuld gewesen, denn er habe moralisiert — und das betragen die Leute nicht, weil sie merken, daß da die Kraft zum guten Beispiel fehle.

Ich weiß, daß Aufseher auf großen Gütern mit polnischen Arbeitern oft mit dem Revolver in der Tasche arbeiten. Es interessierte mich deshalb zu wissen, ob die Wigwiler Aufseher bewaffnet seien. „Etwa die Hälfte der Leute wird zu Hause einen Revolver haben“, war die Antwort. Wenn man bedenkt, daß die meisten Gefangenen ein Messer für ihre Mahlzeiten besitzen, kann man ermaßen, welch ungeheure Vertrauenssubstanz in einer solchen Anstalt hat geschaffen werden müssen. Ein weiteres, erstaunliches Beispiel dieses Vertrauens ist der alljährliche Osterpausiergang außerhalb des Anstaltsterrains, den der Direktor mit etwa einem Drittel der Gefangenen unternimmt. Nicht immer — aber doch oft rechtfertigt sich dieses große Vertrauen in die menschlichen Qualitäten der Verbrecher an Entlassenen, die dann lange Zeit ihres Lebens in Korrespondenz mit dem Direktor bleiben, der mit seiner Frau einen großen Teil seiner Freizeit dieser Korrespondenz widmet, um weiterhin zu ermutigen, zu raten — und nicht selten auch aus eigenen Mitteln einem Bedrängten zu helfen.

Wer sich intensiv mit den Problemen des Strafvollzuges beschäftigt hat, mag da und dort an den in Wigwil getätigten Anschauungen aus neuerer Menschenerkenntnis die oder jene Korrektur angebracht wissen wollen und die Leitung der Anstalt bemüht sich immer, diese Erkenntnisse zu prüfen und nach den für gut befundenen Einsichten ihr System weiterhin auszubauen und zu verbessern. Im übrigen erhebt sie ja auch nie den Anspruch, ein Allheilmittel gefunden zu haben. Wesentlich ist, daß hier seit Jahrzehnten der Weg beschritten wird, die Arbeit der Gefangenen als solche nicht als Strafe aufzufassen, sondern sich mit dem immer und unter allen Umständen peinlich genug empfundenen Freiheitsentzug als Strafmittel zu begnügen und auch ihn in den Dienst einer Hilfe am Gefangenen zu stellen. Als Beleg für diese Ansicht über Gefangenenarbeit mag dienen, daß gewisse recht schwere und mechanische Landarbeiten, die als Strafe schon empfunden werden können, immer wieder durch Anschaffung von Maschinen überflüssig gemacht werden, obwohl dann zur Beschäftigung der frei werdenden Arbeitskräfte ein großes Maß von schöpferischer Phantasie von der Leitung aufgebracht werden muß.

Eine einzigartige Einrichtung im Strafvollzug stellt wohl die Augenkolonie auf der Riley-Alp dar, wo aus einer großen Alpweide unter Aufsicht von zwei Beamten eine größere Anzahl von Gefangenen wenn auch schwere, so doch gesunde und verhältnismäßig freie Arbeit leistet. Ein Mann zum Beispiel, der sich mit allen erdenklichen Mitteln gegen die Anstaltsdisziplin wehrte und kaum zu händigen war, kam, nachdem er endlich Ansätze guten Willens zeigte, in diese Kolonie, wo er sich dann gut und zufriedenstellend hielt. „Wahrscheinlich löste die Enge der Anstalt auf den überreizten Menschen einen unerträglichen Druck aus“, heißt es über diesen Fall im Jahresbericht. Also sehen wir auch hier nicht ein schematisch angewendetes „Stufensystem“, wie es in vielen Anstalten heute als neuester Fortschritt eingeführt wurde, sondern ein der Persönlichkeit des

Leiters und seiner Einsicht überlassenes Entscheiden von Fall zu Fall. Es ist freilich nicht ohne weiteres anzunehmen, daß jeder Anstalt solche Persönlichkeit zur Verfügung steht, die diese Verantwortung richtig tragen kann. Umso mehr muß man der Regierung des Kantons Bern dankbar sein, daß sie der Initiative dieses einen Mannes genügenden Raum gelassen hat.

Neben dem Sinn, den die Arbeit in dieser Anstalt hat, den einzelnen zu ertüchtigen, ihm zu helfen, in der Freiheit ein anständiges Leben zu führen, wird sie sinnvoll durch ihre Leistung für die Gesamtheit, dadurch, daß „die an der Gesellschaft schuldig Gewordenen durch ihrer Hände Werk zu der Förderung der Wohlfahrt des Landes beitragen können.“ (Kellershals in seiner Schrift über die Strafanstalt Wigwil.)

Der Staat Bern hat für den Erwerb der durch Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen notdürftig meliorierten Ländereien am Neuenburgersee als Domäne Wigwil, sowie für die ersten Installationen der Strafanstalt gegen zwei Millionen ausgegeben. In den ersten fünf Jahren mußte er der Anstalt noch einen Zuschuß von je 30,000 Fr. zahlen. Heute ist allein der Wert der Gebäude und der über 1000 Hektar meist kulturfähig gemachte Boden ohne das Inventar auf über 5 Millionen geschätzt. Daneben liegt eine Summe in ungefähr der Höhe des ursprünglich vom Staate aufgewendeten Geldes auf der Staatskasse, ein bedeutender Unfallversicherungs-fonds ist geschaffen und außer Zinsen und Steuern liefert die Anstalt noch jährlich einen bedeutenden Betrag an den Staat. Das Areal der Anstalt ist mit guten Wegen und Straßen durchzogen, ein Bahngleisanschluß sorgt für reibungslosen Güterverkehr, freundliche Wohnungen und eine eigene Schule sorgen für die Angestellten und ihre Familien. Die Anstalt zählt einen Viehstand von über 1000 Stück und hat jährliche Bruttoeinnahmen von weit über einer Million. Diese wenigen Zahlen mögen genügen, um zu zeigen, was durch die Arbeit von Strafgefangenen in dreieinhalb Jahrzehnten auf zunächst fast unfruchtbarem Boden möglich gewesen ist.

Blanche.

Als ich in deinen Garten kam um Mitternacht,
war alles still als wie ein Grab,
ob dem der Sterne Chor nur fern und schweigsam wacht.

Ich zog die Schuhe aus, damit mein schwerer Schritt
kein störend Rärmen von sich gab;
ich ging zur Bank hin unterm Baum und wachte mit.

Behutsam maß ich alle Wege deines Gartens,
durchschaute Beete, Bäume, Blüt und Frucht.
Ich ahnte da die Weite deines frommen Gartens,
das einsam betend Gottes Antlitz suchst.

Als ich dann plötzlich dich an meiner Seite sah,
erschraf ich erst, weil ich dich nicht erkannte.
Dann aber wartst du mir in deinen Blumen nach,
des Morgens Vogel sangen mir, wie ich dich nannte.

Ernst von Schen L.